

Rudolf Steiner: *Zur Geschichte des Johannesbau-Vereins und des Goetheanum-Vereins. Vorträge, Ansprachen, Wortmeldungen und Dokumente Oktober 1911 bis Juni 1924* (GA 252), gebunden, 365 Seiten, Basel: Rudolf Steiner Verlag 2019, 62 CHF / 54 EUR. ISBN 978-3-7274-2520-2

«Vor allen Dingen war dieses notwendig: einmal einen solchen Bau auszuführen, der in allen seinen Formen eine Verkörperung des spirituellen Wesens ist, dem wir zugetan sind»

Rudolf Steiner am 14. April 1914 in Wien¹

Bei dem hier zu besprechenden, neu erschienenen Band der Rudolf Steiner Gesamtausgabe handelt es sich weder um die Wiedergabe eines Vortragszyklus¹ noch von Einzelvorträgen zu einem bestimmten Thema. Er enthält auch nicht einfach eine ergänzende Sammlung historischer Dokumente. Hinter dem unscheinbaren Titel «Zur Geschichte des Johannesbau-Vereins und des Goetheanum-Vereins» verbirgt sich die dramatische Geschichte des durch zwei tiefgreifende Metamorphosen hindurchgegangenen Goetheanum-Baus von 1911-1924. Dabei wird auch die Einbettung des Baugeschehens in die nicht minder dramatische Gesellschafts- und Zeitgeschichte nachvollziehbar. Das Spektrum der hier versammelten Vorträge, Ansprachen, Wortmeldungen und Dokumente reicht von tiefster Esoterik, wie den Worten und Ansprachen zur Grundsteinlegung am 20. September 1913 und ihrem Jahrestag 1914 sowie der ersten Ansprache Steiners nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges, bis hin zu Auszügen aus Versammlungsprotokollen zu Finanz- und Vereinsangelegenheiten, die Steiners sozialkünstlerisches Handeln dokumentieren. Manches ist gespickt mit herben Äußerungen über das nicht Steiners Erwartungen erfüllende Denken und Handeln in der Mitgliedschaft angesichts gewaltiger Aufgaben.

So geht es z.B. um die Geschichte der Mysterientempel als Zeugen der Bewusstseinsentwicklung und um den mit dem Johannesbau versuchten zukünftigen Baustil, der sich nicht am Herkömmlichen orientiert. Aber auch um den «Kampf [...] gegen all das symbolisierende, all das abstrakte ideelle Zeug im Ausgestalten unserer Dinge» innerhalb der theosophischen Gesellschaft. Steiner fordert «eine andere Kunst aus den Wurzeln der Geisteswissenschaft heraus, aber immer auf dem Umweg durch die menschliche Seele hindurch, so [...] dass alles Ideelle, was an der Geisteswissenschaft ist, erst verschwindet, in der menschlichen Seele sich umwandelt und in der Umwandlung erst Kunst wird». Alles andere sei «künstlerischer Unfug» (S. 208-210). Steiner versucht den Blick von inhaltlichen Bedeutungen abzulenken, hin zum Erleben der Farben und Formen: Die «Linie, die da ihren Bruch abgibt in ihrem Zusammenstimmen mit dem ganzen Gebilde in seinem Organismus, ist unendlich viel bedeutungsvoller als das künstlerisch eigentlich langweilige Auseinandersetzen: Das ist Ahriman, und so weiter». Vor allem kommt es ihm darauf an, wie die einzelnen Formen sich so aufeinander beziehen, dass ein Ganzes wahrnehmbar wird, auch in der Umgebung des Baues: Die Häuser, die unmittelbar um den Johannesbau herum entstehen sollen, «werden so zu bauen versucht werden, dass sie wirklich auch in ihrer künstlerischen Ausgestaltung ein Ganzes geben können mit dem Plane des Johannesbaues selbst» (S. 95). Dieses Prinzip sollte auch für die Privatbauten im Rahmen der geplanten Anthroposophenkolonie gelten.

Anthroposophie ist für Steiner nicht nur ein Weisheitsgut, sondern eine in den künstlerischen Formen ebenso wie in der juristischen Ausgestaltung der Satzung des Kolonie-Vereins sichtbar werdende Kulturaufgabe, die immer auf Zusammenklang setzt. Dann werden die Formen ihre Frieden stiftende Wirkung entfalten können – im Kleinen, Zwischenmenschlichen ebenso wie Großen: Angesichts der aufziehenden Kriegsgefahr hatte er zunächst die große Hoffnung, der im Herbst 1913 begonnene Bau könnte im Juli so weit vollendet sein, dass er als Ereignis wahrnehmbar und

wirksam wird. In seiner ersten Ansprache nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges fordert Steiner, «einen Keim von Menschen mit brüderlicher Gesinnung über alle Nationen hinaus in uns selbst heranzubilden [...] Nur wenn in die Formen, an denen wir arbeiten, Harmonie- und Friedens- und Liebesgedanken hineingebaut werden, werden sie das sein, was sie sein sollen für die Menschheit [...] Freilich wird in einem viel höheren Maße notwendig sein, als es in unseren Reihen geschehen ist, dass wir versuchen, das eigene, persönliche Streben zurückzustellen, dass wir das anstreben, was wie ein geistiger Herzschlag durchdringen soll unsere ganze spirituelle Bewegung» (S. 108-111).

Wie der Bau eine Antwort auf die Not der Zeit sein sollte, wird insbesondere aus den Worten zur Grundsteinlegung am 20. September 1913 sowie im Vortrag am Vorabend zum ersten Jahrestag dieses Ereignisses deutlich. Bei der Grundsteinlegung erklang zum ersten Mal das makrokosmische Vaterunser als zentrales Element eines fünften Evangeliums, das die ganze Dramatik der Menschheitsgeschichte auf dem Weg zur Freiheit umfasst. «Schaut euch um, meine lieben Schwestern und Brüder, wie dieses unbestimmte Sehnen, dieses unbestimmte Hoffen auf den Geist waltet in der heutigen Menschheit. Fühlet hörend, hier beim Grundstein unseres Wahrzeichens, wie in dem unbestimmten Sehnen und Hoffen der Menschheit nach dem Geist der Schrei hörbar ist nach der Antwort, nach jener Antwort, die gegeben werden kann da, wo Geisteswissenschaft waltet mit ihrem Evangelium der Kunde vom Geiste» (S. 77). Auch von der notwendigen «Gegenströmung der abrimanischen Kräfte» ist dort die Rede.

Diese Dramatik zeigt sich auch in der Baugeschichte selbst, zunächst in der notwendigen Transformation des Baues von einem Münchener Stadtquartier, für das er ursprünglich geplant war, auf einen freien Hügel in der Schweizer Jura-Landschaft. So heißt es zu den Einwänden der Münchener Kunstkommission, an denen das Projekt dort scheiterte, in einer Broschüre vom Mai 1913: «Dasjenige, was man heute vielfach Kunst nennt, was da oder dort sich geltend macht unter den oft absurdesten Urteilen, das ist ein Absterbendes» (S. 65). Doch bezeichnet Steiner diesen Vorgang auch immer wieder als vom Karma geführt. Im Brief an Alexander von Bernus vom 19.9.1913 schreibt er: «Das Karma hat deutlich auf diesen Punkt [Dornach] hingewiesen. [...] Und ich muss sagen, mit jedem Tag treten mir mehr spirituelle Gründe vor die Seele, welche den uns gewissermaßen aufgedrängten Punkt als richtig erscheinen lassen. So kann ich auch nichts mehr dagegen haben, morgen hier – nach Sonnenuntergang – den Grundstein zu legen. Und dies bedeutet für mich in occ[ulter] Beziehung eine Verantwortung, die mir recht schwer auf der Seele lastet» (S. 70).

Der Johannesbau in München warganz von innen her konzipiert, als «Innenraum, der sich selbst verleugnet» (S. 37). Umgeben von Mietshäusern für Anthroposophen hätte er nach Steiners Vorstellungen «von allen Seiten mit Stroh umhüllt sein» (S. 38) können. Nun war aber auch eine Außenarchitektur notwendig: «Denn jetzt war ja der Bau von allen Seiten sichtbar; jetzt war von dem Bau zu verlangen, das er in gewissem Sinne mit der Landschaft in Einklang dasteh[e]. [...] Umzudenken den Gedanken der Innenarchitektur so, dass nun wiederum vollständige Einheit vorhanden gewesen wäre zwischen Innenarchitektur und Außenarchitektur, restlos, das war in der Geschwindigkeit nicht möglich.» Und im Oktober 1917 resümiert Steiner, «dass dadurch der einheitliche Gedanke beeinträchtigt ist» (S. 193).²

Überhaupt wird Steiner nicht müde zu betonen, dass das ganze Bauprojekt nicht ein von vornherein Vollkommenes sei, sondern ein Anfängliches, dass es stets weiter zu entwickeln gilt: Er kenne die Fehler am allgeringsten – «und dass ein zweites Mal, wenn der Bau aufgerichtet werden sollte, es nicht gemacht würde, wie es jetzt gemacht worden ist, und wie es jetzt natürlich auch entsprechend fortgesetzt werden muss [...] Es handelt sich ja darum [...], dass das künstlerische Gefüge [des Baues] eigentlich nur in einer Art von Kampf allmächtig bis zu dem Stadium gebracht werden konnte, bis zu welchem es heute gebracht ist» (S. 206f; 3.11.1918). Später, 1924, wird er schreiben, dass der erste Goetheanumbau nur bis 1918 der Entwicklung der Anthroposophie angemessen war.³

Aus diesem Entwicklungsblick heraus ist erst die grundlegende Transformation zu verstehen, die nach der Vernichtung des ersten Baues durch den Brand in der Neujahrsnacht 1922/23 notwendig wurde. Dass es sich auch hierbei nicht einfach um einen erlittenen

Schicksalsschlag gehandelt hat, wird an der Art und Weise deutlich, wie Steiner auf diese Katastrophe zurückschaut und infolge sein ganzes Handeln wie umstülpt: Es geht ihm kaum um die Tat des Brandstifters als einer Einflussnahme von außen, und er wehrt sich auch ausdrücklich gegen Vorstellungen, diese Tat, wie auch schon die in München erfahrene Ablehnung, mit dem Wirken irgendwelcher «Mächte» (S. 285) in Verbindung zu bringen. Sondern er spricht von einer «innere[n] Opposition innerhalb der Anthroposophischen Gesellschaft» die «vorhanden ist gegen dasjenige, was ich manchmal aus dem Zentrum der Anthroposophie zu vertreten habe» (S. 278). Dazu gehört offenbar auch das Agieren der Mitglieder an der Peripherie durch mancherlei Gründungen. Schon im Juni 1921 heißt es: «Und dasjenige, was sich an der Peripherie bildet, hat eine Berechtigung eigentlich nur durch das Hervorquellen aus dieser Wurzel; und es wäre daher notwendig, dass ein wirkliches Zusammendenken und Zusammenempfinden, Zusammenfühlen und Zusammenarbeiten aller dieser einzelnen Zweige sich herausstellte. Es würde gar nichts anderes möglich sein, wenn dieses Nichtzusammenempfinden, Nichtzusammenarbeiten so fortdauernd würde, wie es sich bisher herausgestellt hat, als dass die eigentliche zentrale Arbeit in der herbstlichen Weise darunter leiden würde» (S. 247). – Wie bei der Entstehung eines (Gesamt-)Kunstwerkes kommt es auch bei der Zusammenarbeit der Menschen auf die innere Verbindung zum Zentrum an, damit ein wirksames Ganzes entstehen kann.

Daran anknüpfend betont Steiner die Notwendigkeit nicht nur einer finanziellen, sondern auch einer «moralischen [...] Bilanz» (s. 250) oder – 1923 – von einem «moralischen Fonds» (S. 289), um so ein Gegengewicht zu schaffen gegen die mit der vermehrten Sichtbarkeit anthroposophischer Initiativen in der Welt wachsende Gegnerschaft, die zunehmend die öffentlichen Diskussionen bestimmt: «Wir [selbst] müssen in der Lage sein, eine öffentliche Meinung zu bilden» (S. 264).

Daneben bewegen Rudolf Steiner immer wieder die finanziellen Sorgen, zunächst als Folge des Krieges. Als es dann nach dem Brand um die Auszahlung der Versicherungssumme geht, macht Steiner darauf aufmerksam, was für ein Unterschied es sein wird, nun mit Geldern von Menschen zu bauen, die mit dem Bau gar nichts zu tun haben wollen, ja ihn vielleicht sogar bekämpfen, statt mit solchen, die reiner «Opferwilligkeit» entstammen. «Diese moralische Substanz war in das erste Goetheanum hineingebaut. [...] Und wenn das Goetheanum vom Dornacher Hügel wiederum herunterschimmern wird, dann wird nicht allein anthroposophische Opferwilligkeit hineingebaut sein, dann wird hineingebaut sein dasjenige, was außerhalb des Anthroposophischen im Gefüge der gegenwärtigen Welt gang und gäbe ist. [...] Jetzt bauen wir das Goetheanum auf in einer Richtung, meine lieben Freunde, die tragisch ist. Ein tragisch gebautes Goetheanum ist etwas anderes als das Goetheanum, das wir 1913, 1914 in Angriff nehmen konnten» (S. 277f).

Also auch der Umgang mit den Versicherungsgeldern ist für Steiner eine moralische Angelegenheit. Selbstverständlich lehnt er sie nicht ab. Da aber offenbar viele Mitglieder nur darauf bedacht waren, dass bei den Verhandlungen mit den Versicherungen möglichst viel herausgeschlagen wird, sah er sich genötigt, diese selbst in die Hand zu nehmen. «Ich wusste, dass ich eine Verantwortung den Freunden gegenüber damit übernehme. Denn wenn der 15. Juni [Auszahlung der drei Millionen Franken] schlimmer ausgegangen wäre, so würde man natürlich gesagt haben: Hättet ihr dazumal die richtigen Advokaten genommen, so wäre es anders geworden. Aber solche Verantwortung muss man eben übernehmen, wenn es sich um die höheren Pflichten aus dem Zentrum des anthroposophischen Wirkens heraus handelt» (S. 280).

Dieser Akt scheint wie ein erster Schritt zur Verwandlung des tragischen Geldes zu sein. Nicht aus persönlichen Gründen war ihm nun wichtig, auch selbst, «die inneren Dispositionen über den» nun in Eisenbeton zu errichtenden «Bau zu treffen. Denn indem ich gebeten habe, den Bau, wenn ich ihn aufführen soll, unter diesen Bedingungen aufführen zu können, so geschah dies aus dem Umstand heraus, dass ich die Verantwortung für den Neuaufbau eben nur unter dieser Bedingung übernehmen kann, und es bleibt dies alles innerhalb des Objektiven liegen» (S. 294). Und parallel dazu übernimmt er bei der Neukonstitution der Allgemeinen Anthroposophi-

schen Gesellschaft (AAG) zu Weihnachten 1923 auch dort die zentrale Verantwortung, nachdem er bisher nur als Lehrer und Berater der Anthroposophischen Gesellschaft gewirkt hatte.

Diese Vorgänge haben auch Konsequenzen für den Bauverein, der 1918 mit der offiziellen Namensänderung des Baues in «Goetheanum» von «Johannesbau-Verein» in «Verein des Goetheanum, Freie Hochschule für Geisteswissenschaft» umbenannt worden war. Für einige Jahre waren daraufhin die Finanzierungsaufgaben auf Treuhandgesellschaften in Deutschland und der Schweiz übertragen worden. Nun wird der Verein des Goetheanum aber zur einer von vier Unterabteilungen der AAG. Rudolf Steiner übernimmt auch hier den Vorsitz, und der AAG-Vorstand ist per Satzung Teil des Vereinsvorstandes. Der bisherige Vorsitzende, Emil Großheintz, wird Steiners Stellvertreter.

Trotz aller mahnenden und durchaus auch hadernden Worte auf den Versammlungen und in manchen Ansprachen bringt Rudolf Steiner immer wieder seine tiefe Dankbarkeit allen Mitwirkenden am Bauprojekt gegenüber zum Ausdruck. Wie überhaupt Bescheidenheit und Demut, Opferwilligkeit und Dankbarkeit den Grundton aller seiner Äußerungen während des dramatisch verlaufenden Baugeschehens von 1911 bis 1924 bilden.

Es wäre noch auf manche wichtige Punkte hinzuweisen, doch dem Leser sollen ja auch eigene Entdeckungen in diesem zum Verständnis der Goetheanumbauten und des von Rudolf Steiner initiierten Kunstimpulses unverzichtbaren Band ermöglicht werden.

Den Kern des von Roland Halffens herausgegebenen Bandes bilden die Beiträge Rudolf Steiners auf den Generalversammlungen des Bauvereins sowie unmittelbar sich auf das Bauvorhaben beziehende Äußerungen. Vieles davon erscheint hier zum ersten Mal im Rahmen der Gesamtausgabe, so die Worte zur Grundsteinlegung, die Vorträge anlässlich ihres ersten Jahrestages 1914, die Ansprache nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges vom 13.8.1914 und der Eröffnungsvortrag zum ersten anthroposophischen Hochschulkurs am 26. September 1920, mit dem zugleich das provisorisch fertiggestellte Goetheanum eröffnet wurde. Das sind thematisch sinnvolle Ergänzungen, ebenso wie der erwähnte Brief an Alexander von Bernus vom 19.9.1913. Andere wichtige Darstellungen zum Baugeschehen, wie die zum Wiederaufbau des Goetheanum im Rahmen der Weihnachtstagung 1923/24 oder die Aufsatzfolge «Das Goetheanum in seinen zehn Jahren» vom Frühjahr 1924 können zur Ergänzung des Bildes in GA 260 bzw. GA 36 aufgesucht werden. Weiteres findet sich auch im Anhang zu GA 286.

In den «Hinweisen zum Text» im Anhang des Bandes wäre vielleicht noch ein kurze Erläuterung der Goesch-Sprengel-Angriffe sinnvoll gewesen, statt nur einen Querverweis auf GA 253 zu geben. Wirklich vermisst habe ich den Nachweis eines Morgensterngedichtes, aus dem Rudolf Steiner auf S. 136 nur die Schlusszeilen zitiert: Der Anfang des Gedichtes lautet «Gesegnet ging ich durch die Welt». Das auf einem handschriftlichen Einzelblatt im Besitz des Rudolf Steiner Archivs überlieferte Gedicht wurde 1920 erstmals in dem Band «Epigramme und Sprüche» gedruckt und findet sich heute in der Stuttgarter Ausgabe, Sämtliche Gedichte Band 2, S. 229. An anderen Stellen sind kleine Fehler zu korrigieren: Der Vortrag vom 12.12.1911 ist bereits in GA 286 (nicht in GA 282) erschienen, zusammen mit dem Vortrag vom 5. Februar 1913 (und nicht 1912; S. 329, S. 331).

Stephan Stockmar

Anmerkungen

- 1 Seite 106 in dem besprochenen Band.
- 2 1922 schreibt Rudolf Steiner an den jungen Architekten Walter Schwagenscheidt, dass er «die Anpassung an die naturgegebenen Bedingungen erst während des Baus vollziehen musste. Dadurch empfinde ich, was nun entstanden ist, nach vielen Richtungen hin als ein Unvollkommenes.», in: Rudolf Steiner: Briefe II – 1890-1925 (GA 39), S. 478.
- 3 «Das Goetheanum in seinen zehn Jahren VI», März 1924, in: Der Goetheanumgedanke inmitten der Kulturkrise der Gegenwart 1921-1925 (GA 36), Dornach 1961, S. 329.